

Alain Robbe-Grillet

Die Radiergummis

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1033 der Bibliothek Suhrkamp

Von Paris aus wird Geheimagent Wallas in eine nordfranzösische Küstenstadt entsandt, um den Mordanschlag einer anarchistischen Terrororganisation aufzuklären. Was geschieht, als Wallas ›vierundzwanzig Stunden danach‹ den Tatort besichtigt, krönt das systematische Verwirrspiel, das Robbe-Grillet (geboren 1922) in diesem nicht gewöhnlichen Kriminalroman, seinem ersten Buch aus dem Jahr 1953, so kunstvoll angezettelt hat.

Alain Robbe-Grillet  
Die Radiergummis

Roman

Aus dem Französischen von  
Gerda von Uslar

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe: *Les gomme*  
© Les Editions de Minuit, Paris 1953  
Die Übersetzung erschien 1954 unter dem Titel  
*Ein Tag zuviel* im Christian Wegner Verlag Hamburg

Erste Auflage 2016  
Suhrkamp Verlag Berlin  
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1989  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Umschlag: Willy Fleckhaus  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-24060-1

*»Und ob du dich gleich sträubtest, hat die Zeit,  
die über allem wacht, es doch vollendet.«*

Sophokles: Ödipus



## PROLOG

### I

Im Halbdunkel der Gaststube rückt der Wirt die Tische und die Stühle, die Aschenbecher und die Siphons mit dem Sodawasser zurecht; es ist sechs Uhr morgens.

Er braucht nicht zu sehen, er weiß nicht einmal, was er tut. Er schläft noch. Sehr alte Gesetze bestimmen bis ins einzelne seine Bewegungen, die ein für allemal der Ungewißheit menschlichen Wollens entzogen sind. Jede Sekunde bedeutet nichts als eine Bewegung: ein Schritt zur Seite, den Stuhl in dreißig Zentimeter Entfernung hinsetzen, dreimal mit dem Lappen darüberwischen, eine halbe Drehung nach rechts, zwei Schritte vorwärts; jede Sekunde hat ihre Bedeutung, vollkommen, gleichmäßig, makellos. Einunddreißig. Zweiunddreißig. Dreiunddreißig. Vierunddreißig. Fünfunddreißig. Sechsenddreißig. Siebenunddreißig. Jede Sekunde genau an ihrem Platz.

Bald wird die Zeit leider nicht mehr Herr über alles sein. In ein paar Augenblicken schon werden die Ereignisse dieses Tages, so unbedeutend sie auch sein mögen, eingehüllt in ihre Schicht von Irrtum und Zweifel, ihre Arbeit beginnen; sie werden allmählich die ideale Ordnung annagen, tückisch hier und da eine Abweichung, eine Lockerung, eine Verwirrung und eine Änderung einfügen, um langsam ihr Werk aufzubauen: einen Tag zu Wintersanfang, ohne Plan, ohne Richtung, unfaßbar und erschreckend.

Aber noch ist es zu früh; die Tür zur Straße ist eben aufgeriegelt, die einzige Figur auf der Bühne ist noch nicht zu einer Persönlichkeit geworden. Es ist die Stunde, in der die zwölf Stühle langsam von den Kunstmarmortischen heruntersteigen, auf denen sie die Nacht zugebracht haben. Sonst nichts. Ein mechanischer Arm baut die Dekoration des Tages auf. Wenn alles bereit ist, werden die Lichter aufflammen . . .



Da steht der Wirt, ein dicker Mann, und versucht inmitten der Tische und Stühle sich selbst zu erkennen. Über der Theke hängt der lange Spiegel, in dem ein krankhaftes Bild schwimmt: der Wirt, grünlich, mit verquollenen Augen, leberleidend, ein massiger Fisch in seinem Aquarium.

Drüben auf der anderen Seite, hinter der großen Scheibe, wieder das Bild des Wirts, das sich langsam im Dämmerlicht der Straße auflöst. Sicher ist es diese Schattenfigur, die die Gaststube eben in Ordnung gebracht hat; nun braucht sie nur noch zu verschwinden. Im Spiegel zittert, schon fast völlig zersetzt, der Widerschein dieses Phantoms; und dahinter, immer undeutlicher, die unbestimmbare, endlose Reihe der Schatten: der Wirt, der Wirt, der Wirt . . . Der Wirt, nebelhaft traurig, eingesunken in seinen Dunstring.

Mühsam taucht der Wirt empor. Wie zufällig fischt er ein paar Brocken auf, die um ihn herum auf der Oberfläche treiben. Kein Grund zur Eile, die Strömung ist zu dieser Stunde nicht stark.

Er stützt sich mit beiden Händen auf den Tisch, den Körper nach vorn geneigt, noch gar nicht recht wach, die Augen ins Ungewisse gerichtet: Antoine, dieser Idiot, mit seiner schwedischen Gymnastik jeden Morgen. Und sein rosa Schlips neulich, gestern. Heute ist Dienstag; Jeannette wird später kommen.

Blöd so ein kleiner Fleck; eine schöne Schweinerei, dieser Marmor, alles bleibt darauf haften. Sieht wie Blut aus. Daniel Dupont gestern abend; zwei Schritte von hier. Eine unklare Geschichte: ein Einbrecher wäre nicht ausgerechnet in das erleuchtete Zimmer gegangen, der Kerl wollte ihn töten, bestimmt. Persönliche Rache? Oder was sonst? Ungeschickt auf jeden Fall. Das war gestern. Gleich mal in die Zeitung sehen, nachher. Ach ja, richtig, Jeannette kommt später. Am besten, sie kauft ihm dann auch noch . . . nein, morgen.

Ein zerstreuter Wischer mit dem Lappen über den dummen Fleck, wie um sich selbst ein Alibi zu verschaffen. Zwischen

zwei Strömungen treiben unbestimmte Massen vorüber, außerhalb der Reichweite. Vielleicht sind es auch ganz einfache Löcher.

Jeannette muß nachher gleich den Ofen anmachen; die Kälte fängt dieses Jahr früh an. Der Kräutersammler sagt, es ist immer so, wenn es am vierzehnten Juli geregnet hat; vielleicht ist das wahr. Natürlich wollte Antoine, der Idiot, der immer recht haben muß, ihm das Gegenteil beweisen. Und der Kräutersammler wurde wütend, vier oder fünf Gläser Weißen, dann ist er soweit; aber Antoine merkt das nicht. Glücklicherweise war er, der Wirt, da. Das war gestern. Oder Sonntag? Antoine hatte seinen Hut auf; er sieht immer so boshaft damit aus. Seinen Hut und seinen rosa Schlips. Aber wie ist das, gestern hatte er doch auch den Schlips um? Nein. Außerdem, was liegt schon daran? Eine mürrische Bewegung mit dem Wischlappen fegt noch einmal den Staub des gestrigen Tages vom Tisch. Der Wirt richtet sich auf.

An der Scheibe bemerkt er die Rückseite der Inschrift »Möblierte Zimmer«, in der seit siebzehn Jahren zwei Buchstaben fehlen; seit siebzehn Jahren will er sie ersetzen lassen. Das war schon damals zu Paulines Zeit so; als sie kamen, hatten sie gesagt . . .

Übrigens ist da nur ein einziges Zimmer zu vermieten, also ist es auf jeden Fall sinnlos. Ein Blick zur Standuhr. Halb sieben. Ach ja, den Kerl da oben wecken.

»An die Arbeit, Faultier!«

Diesmal hat der Wirt fast laut gesprochen, mit einem verächtlichen Zug um die Mundwinkel. Er ist nicht gut aufgelegt; er hat zuwenig geschlafen.

Genaugenommen ist er selten gut aufgelegt.

Im ersten Stock, am Ende eines Korridors, klopft der Wirt, wartet ein paar Sekunden, und da keine Antwort kommt, klopft er noch einmal, diesmal etwas länger, mit kräftigen Schlägen. Hinter der Tür beginnt ein Wecker zu rasseln. Die rechte Hand erstarrt in der Luft, der Wirt spitzt die Ohren,

wartet mit höhnischem Lächeln auf die Reaktionen des Schläfers.

Aber niemand stellt den Wecker ab. Nach einer Minute etwa gibt er, wie erstaunt, noch ein paar verunglückte Töne von sich und verstummt.

Der Wirt klopft noch einmal: immer noch nichts. Er öffnet die Tür ein wenig und steckt den Kopf durch den Spalt. Im trüben Morgenlicht erkennt man ein zerwühltes Bett, ein unaufgeräumtes Zimmer. Jetzt tritt der Wirt ganz ein und sieht sich um: nichts Verdächtiges, nur das leere Bett, ein Doppelbett, ohne Kopfkissen; mitten auf der Matratze der Eindruck eines Körpers, die Bettdecken zum Fußende hin zurückgeschlagen; auf dem Waschtisch die emaillierte Blechschüssel mit schmutzigem Wasser. Gut, der Mann ist schon gegangen; ist schließlich seine Sache. Er ist nicht durch die Gaststube gekommen, er wußte wohl, daß es um diese Zeit noch keinen warmen Kaffee gab. Im übrigen hatte er ihm auch keine Rechenschaft abzulegen. Der Wirt zuckt mit den Schultern und geht hinaus; er mag keine Leute, die vorzeitig aufstehen.

Unten steht ein Mensch und wartet auf ihn, irgend so ein Kerl, kein Stammgast. Der Wirt geht hinter die Theke, zündet eine zweite Lampe an und mustert den Gast unfreundlich. Gleich wird er dem Kerl ins Gesicht schreien, daß es für Kaffee noch zu früh ist. Aber der andere fragt nur:

»Kann ich Herrn Wallas sprechen?«

»Er ist weggegangen«, sagt der Wirt. Immerhin schon ein Pluspunkt für ihn.

»Wann?« fragt der Mann erstaunt.

»Heute morgen.«

»Um wieviel Uhr?«

Ein ruhiger Blick auf seine Armbanduhr, ein zweiter auf die Standuhr.

»Das weiß ich nicht«, sagt der Wirt.

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Wenn ich ihn gesehen hätte, wüßte ich auch, wann er gegangen ist.«

Eine mitleidige Grimasse unterstreicht den leichten Erfolg. Der andere denkt kurz nach und sagt dann:

»Sie wissen also auch nicht, wann er wiederkommt?«

Darauf antwortet der Wirt gar nicht. Er startet einen Angriff von einer neuen Basis aus:

»Was kann ich Ihnen bringen?«

»Einen Kaffee«, sagt der Mann.

»Gibt es so früh noch nicht«, sagt der Wirt.

Ein leichtes Opfer, dieses kleine traurige Spinnenmännchen, das sich dauernd bemüht, die Fetzen seines Verstandes wieder zusammenzuflicken. Wie kann er übrigens wissen, daß dieser Wallas gestern abend in seiner düsteren Kneipe in der Rue des Arpenteurs abgestiegen ist? Das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Der Wirt hat jetzt alle seine Trümpfe ausgespielt; der Gast interessiert ihn nicht mehr. Mit abwesendem Gesicht wischt er seine Flaschen ab, und da der andere nichts verzehrt, dreht er die beiden Lampen eine nach der anderen aus. Es ist jetzt hell genug.

Der Mann hat einen unverständlichen Satz vor sich hin gemurmelt und ist gegangen. Der Wirt ist wieder allein inmitten seiner schäbigen Umgebung: der Flecke auf den Marmortischen, des Firnisses der Stühle, der stellenweise durch den Schmutz ganz klebrig geworden ist, der verstümmelten Inschrift auf der Scheibe. Aber er ist die Beute hartnäckiger Gespenster; schwärzere Flecken als die Weinflecken auf den Tischen trüben seinen Blick. Er will sie mit einer Handbewegung verscheuchen, vergebens; bei jedem Schritt stößt er auf sie ... Eine Geste, die Musik verlorener Worte, Pauline, die süße Pauline.

Die süße Pauline, die vor vielen Jahren auf so seltsame Weise gestorben ist. Seltsam? Der Wirt neigt sich gegen den Spiegel. Was ist da Seltsames dabei? Ein häßlicher, bösertiger Zug be-

ginnt sein Gesicht zu entstellen. Ist der Tod nicht immer seltsam? Der bössartige Zug vertieft sich, das Gesicht erstarrt zu einer Grimasse, die sich einen Augenblick lang im Spiegel betrachtet. Dann schließt sich ein Auge, ein Mundwinkel zieht sich herunter, die eine Seite des Gesichts krampft sich zusammen; ein noch grauenhafteres Ungeheuer erscheint, um sofort wieder zu verschwinden und einem ruhigen, fast lächelnden Bild Platz zu machen. Paulines Augen.

Seltsam? Ist es nicht die natürlichste Sache von der Welt? Dieser Dupont, ist es nicht viel seltsamer, daß er nicht tot ist? Ganz sachte beginnt der Wirt zu lachen, mit einer Art stummem Gelächter, ohne Fröhlichkeit – wie das Lachen eines Schlafwandlers wirkt es. Die vertrauten Gespenster um ihn herum machen es ihm nach, jedes auf seine Art. Sie steigern sich hinein, sie wiehern geradezu, stoßen sich mit den Ellbogen in die Rippen und schlagen sich dröhnend einander auf die Schulter. Wie kann er sie jetzt zum Schweigen bringen? Es sind so viele. Und sie sind hier im Hause.

Unbeweglich steht der Wirt vor dem Spiegel und sieht sich lachen; mit aller Kraft versucht er die anderen zu übersehen, die durch den Raum wimmeln, die ausgelassene Meute, den entfesselten Schwarm der Plagegeister, die Überreste einer fünfzigjährigen, schlecht verdauten Existenz. Ihr Lärm ist unerträglich geworden, es ist ein grauenvolles Durcheinanderblöken und -klaffen. Dann ist es mit einem Schlag still, und in die Stille hinein tönt das Lachen einer jungen Frauenstimme.

»Zum Teufel!«

Der Wirt hat sich umgedreht, sein eigener Schrei hat ihn aus dem Alptraum aufgeweckt. Niemand ist da, gar niemand, weder Pauline noch die anderen. Er läßt seinen müden Blick durch die Gaststube schweifen, die friedlich auf die Menschen wartet, die hereinkommen werden, über die Stühle, auf denen sich die Mörder und ihre Opfer niederlassen werden, über die Tische, auf denen sie ihre letzte Mahlzeit einnehmen werden.

Lieber Gott, da ist Antoine! Der Tag fängt gut an!

»Weißt du schon das Neueste?«

Er würdigt ihn nicht einmal einer Kopfbewegung als Antwort. Er ist nicht gerade umgänglich heute morgen, der Wirt. Na, macht nichts.

»Ein gewisser Albert Dupont ist gestern abend ermordet worden, ganz hier in der Nähe, am Ende der Straße.«

»Daniel.«

»Wieso Daniel?«

»Daniel Dupont.«

»Aber nein, ich sage dir ja, er heißt Albert Dupont . . .«

»Außerdem ist überhaupt niemand ermordet worden.«

»Also das ist stark! Was weißt denn du davon? Du kommst doch nie aus deiner Höhle heraus!«

»Man hat von hier aus telefoniert. Die alte Wirtschafterin. Ihre Leitung drüben war gestört. Eine leichte Armwunde.«

(Dieser Idiot, der immer alles besser wissen will!)

»Aber nein, er ist tot! Sieh doch in die Zeitung; tot, sage ich dir.«

»Hast du eine Zeitung da?«

Antoine sucht in seiner Manteltasche; dann erinnert er sich:

»Nein, ich habe sie meiner Frau dagelassen.«

»Also schon gut, du brauchst gar nicht weiter zu reden. Er heißt Daniel, und er denkt gar nicht daran, tot zu sein.«

Antoine sieht nicht zufrieden aus. Da steht er und fragt sich, was er wohl Überzeugenderes vorbringen könnte als ein höhnisches Grinsen, aber der Wirt läßt ihm nicht einmal dazu Zeit.

»Also trinkst du was oder gehst du jetzt?«

Es sieht so aus, als würde der Streit sich verschärfen; aber da öffnet sich die Tür und läßt ein seltsames Individuum herein: einen runden, fröhlichen, lebhaften Kerl, der fast nichts als Lumpen auf dem Leibe hat.

»Einen schönen guten Morgen! Paßt auf, ich habe ein kleines Rätsel für euch!«

»Kennen wir schon«, sagt Antoine.

»Aber nein, mein Junge«, versichert der andere unbeirrt, »du kennst es noch nicht. Keiner kennt es. Keiner, verstehst du? Einen Weißen, Wirt!«

Nach der Miene des Ankömmlings zu urteilen, muß sein Rätsel wirklich etwas Besonderes sein. Damit ja kein Wort verloren geht, fängt er ganz langsam an, als wolle er diktieren:

»Welches Tier ist morgens . . .«

Aber niemand hört ihm zu. Er hat schon einen Schluck zuviel getrunken. Er ist wirklich komisch, aber die beiden anderen haben keinen Sinn für Komik: zwischen ihnen geht es um das Leben eines Menschen.

## II

Die Rue des Arpenteurs ist eine lange gerade Straße mit zwei oder drei Stock hohen alten Häusern, deren schlecht erhaltene Fassaden auf die beschränkten Verhältnisse der Mieter schließen lassen: es sind Arbeiter, kleine Angestellte oder einfache Fischer. Die Läden sind nicht gerade großartig, und Wirtschaften gibt es nur wenige – nicht weil die Leute hier besonders enthaltsam wären, sondern eher, weil sie lieber anderswo trinken gehen.

Das Café des Alliés (Ausschank von Getränken und möblierte Zimmer) liegt ganz am Anfang der Straße im Haus Nummer 10, nahe dem Boulevard Circulaire und der eigentlichen Stadt. Hier ist dem proletarischen Charakter der Häuser gelegentlich eine gewisse Bürgerlichkeit aufgepfropft. An der Ecke des Boulevards erhebt sich ein großes, recht gut aussehendes steinernes Mietshaus, und ihm gegenüber, Nr. 2, sieht man sogar eine Art Einfamilienhaus mit nur einem Stockwerk über dem Erdgeschoß und einem breiten Gartenstreifen ringsherum. Das Häuschen ist nicht sehr elegant, aber es wirkt doch behaglich und fast luxuriös; ein Gitter, hinter dem sich eine mannshohe Spindelbaumhecke hinzieht, schließt es von der Außenwelt ab.

Nach Osten hin läuft die Rue des Arpenteurs endlos weiter, immer weniger einladend, bis sie schließlich ganz draußen in den Außenbezirken ein geradezu erbärmliches Aussehen bietet: zwischen Baracken gehen schmutzige Seitenwege ab, überall sieht man verrostetes Eisenblech, alte Bretter und Dachpappe.

Im Westen, hinter dem Boulevard Circulaire und seinem Kanal dehnt sich die Stadt aus: schmale Straßen zwischen hohen Backsteinhäusern, die öffentlichen Gebäude schmucklos und nüchtern, starre Kirchen, phantasielose Schaufenster. Das Ganze wirkt solide, teilweise sogar reich, aber streng. Die Cafés schließen früh, die Fenster sind schmal, die Menschen seriös.

Trotzdem ist diese trübselige Stadt nicht langweilig: ein weitverzweigtes Netz von Kanälen und Becken bringt vom Meer, das kaum sechs Kilometer nördlich liegt, Tanggeruch, Möwengeschrei und sogar ein paar leichte Schiffe herein, Küstenfahrer, Zillen und kleine Schlepper, für die sich ein ganzes System von Brücken und Schleusen öffnet. Über das Gewirr der Speicher und Docks gellen die Sirenen vom Hafen her und geben den Menschen hier zur Flutzeit den Begriff der Weite, eine Lockung, den Trost der großen Möglichkeiten.

Da man einen kühlen Kopf hat, genügt die Lockung: das Mögliche bleibt möglich, und die Sirenen rufen seit langem vergeblich.

Die Schiffe müssen ihre Mannschaft anderswo anheuern; hier ziehen die Menschen es vor, sich dem Handel zu Lande zu widmen, und selbst die abenteuerlustigsten unter ihnen entfernen sich kaum dreißig Meilen von der Küste, wenn sie auf den Heringfang gehen. Die anderen begnügen sich damit, das Tuten der Schiffe anzuhören und ihre Frachtonnen abzuschätzen. Sie wollen sie nicht einmal sehen – das ist viel zu weit. Der Sonntagsspaziergang endet am Boulevard Circulaire: man kommt aus der Avenue Christian-Charles und geht am Ufer



des Kanals bis zur neuen Meierei oder bis zur Gutenbergbrücke, weiter nur selten.

Nach Süden hin trifft man sonntags höchstens die Einwohner dieses Viertels. An Wochentagen wird die Ruhe nur durch das Heer der Fahrräder gestört, auf denen die Männer zur Arbeit fahren.

Um sieben Uhr morgens sind die Arbeiter schon vorbei, der Boulevard ist fast leer.

Am Rande des Kanals, nahe der Drehbrücke, die die Rue des Arpenteurs abschließt, stehen zwei Männer. Die Brücke hat sich eben geöffnet, um einen Schleppnetzfisher durchzulassen; am Wellbaum macht sich ein Mann in Matrosenkleidung daran, sie wieder zu schließen.

Der andere wartet offenbar das Ende des Manövers ab. Er scheint es nicht eilig zu haben: der Steg, der etwa hundert Meter weiter rechts die beiden Ufer miteinander verbindet, hätte ihm längst gestattet, seinen Weg fortzusetzen. Es ist ein kleiner Mann, mit einem langen, abgetragenen grünlichen Mantel und einem verblichenen Filzhut. Er wendet dem Matrosen den Rücken und schenkt dem Boot keinen Blick. Er stützt sich auf die leichte Eisenbalustrade am Anfang der Brücke. Seine Augen sind auf das ölige Wasser des Kanals zu seinen Füßen geheftet.

Dieser Mann heißt Garinati. Es ist derselbe Mann, der vorhin ins Café des Alliés gekommen ist, um nach diesem Wallas zu fragen, den er nicht angetroffen hat. Er ist gleichzeitig der ungeschickte Mörder vom Vorabend, der Daniel Dupont nur leicht verwundet hat. Die Wohnung seines Opfers ist das kleine Einfamilienhaus, dessen Gitter genau hinter seinem Rücken die Ecke der Straße bildet.

Das eiserne Gitter, die Spindelbaumhecke, der Kiesweg, der um das Haus läuft . . . Er braucht sich gar nicht umzuwenden, um sie zu sehen. Das Fenster in der Mitte, in der ersten Etage, gehört zum Arbeitszimmer. Er kennt das alles auswendig: er

hat es in der letzten Woche genügend studiert. Ganz unnötig übrigens.

Bona war wie gewöhnlich ausgezeichnet orientiert, und er selbst brauchte nur genau seinen Anordnungen zu folgen. Richtiger gesagt, er hätte es tun sollen, denn alles ist durch seine Schuld fehlgeschlagen: Dupont hat wahrscheinlich nur eine leichte Schramme und wird bald hinter seine Spindelbaumhecke zurückkehren können, um sich wieder in seine Akten und Notizen inmitten der grünen Lederbände zu vertiefen.

Der Schalter an der Tür, ein Porzellanknopf mit einer Metallkappe. Bona hatte gesagt, er müsse das Licht ausdrehen; er hat es nicht getan, und alles ist fehlgeschlagen. Der kleinste Fehler . . . Ist das wirklich so sicher? Das Licht im Flur hatte allerdings noch gebrannt; aber wenn das Zimmer dunkel gewesen wäre, hätte Dupont vielleicht nicht erst die Tür ganz aufgemacht, bevor er den Schalter im Zimmer andrehte. Vielleicht? Wer kann das wissen! Und der kleinste Fehler hatte genügt. Vielleicht.

Noch nie zuvor war Garinati in diesem Haus gewesen, aber Bonas Anweisungen waren so genau, daß er sich auch mit geschlossenen Augen darin hätte zurechtfinden können. Fünf Minuten vor sieben Uhr war er ganz gemächlich die Rue des Arpenteurs entlanggekommen. Kein Mensch weit und breit. Er hatte die Gartentür aufgestoßen.

Bona hatte gesagt: »Die Alarmglocke funktioniert nicht.« Das stimmte. Alles war still geblieben. Am Morgen hingegen, als er an dem Haus vorbeigekommen war (»Es ist sinnlos, daß du die ganze Zeit da herumstreichst«), hatte er verstohlen die Tür geöffnet, um sich zu vergewissern, und er hatte die Glocke genau gehört. Wahrscheinlich war die Leitung am Nachmittag durchgeschnitten worden.

Es war schon ein Fehler, daß er sich am Morgen an der Tür zu schaffen gemacht hatte; als er abends kam, hatte er einen Augenblick lang Angst. Aber die Stille hatte ihn wieder beruhigt. Hatte er wirklich gezweifelt?

Ganz vorsichtig hatte er die Gittertür aufgestoßen, ohne sie

wieder ins Schloß fallen zu lassen, und war dann von rechts um das Haus herumgegangen. Er ging auf dem Rasen, um das Knirschen seiner Schritte auf dem Kiesweg zu vermeiden. In der Dunkelheit konnte man den Weg gut unterscheiden, der sich hell von den Rasenbeeten und der sorgfältig geschnittenen Hecke abhob.

Das Fenster des Arbeitszimmers in der Mitte der ersten Etage, auf der Seite zum Kanal hin, ist hell erleuchtet. Dupont sitzt noch an seinem Schreibtisch. Alles ist genau, wie Bona es vorausgesehen hat.

Gegen die Mauer des Schuppens im Hintergrund des Gartens gelehnt, wartet Garinati. Seine Blicke sind auf das Fenster gerichtet. Nach einigen Minuten wird das helle Licht durch einen schwächeren Schein ersetzt: Dupont hat die große Schreibtischlampe ausgedreht und nur eine Birne der Deckenbeleuchtung brennen lassen. Es ist sieben Uhr; er geht jetzt hinunter zum Abendessen.

Der Flur im ersten Stock, die Treppe, die Vorhalle.

Das Eßzimmer liegt links im Erdgeschoß. Seine Fensterläden sind geschlossen. Ebenso die des Küchenfensters auf der Rückseite des Hauses, nur daß hier durch die Spalten ein schwacher Lichtschein dringt.

Garinati nähert sich der kleinen Glastür, vorsichtig, um sich nicht dem Licht auszusetzen, das vom Flur kommt. Im selben Augenblick wird die Tür des Eßzimmers geschlossen. War das schon Dupont? Er ist schnell heruntergekommen. Oder vielleicht die alte Wirtschafterin? Nein, sie kommt gerade aus der Küche. Es war also doch Dupont.

Die alte Frau entfernt sich zum Hintergrund des Flurs hin, aber sie trägt nichts in den Händen; er muß noch warten. Im nächsten Augenblick ist sie schon wieder da und läßt die Tür zum Eßzimmer halb offenstehen. Sie geht in die Küche zurück und kommt gleich darauf wieder. Diesmal trägt sie mit beiden Händen eine riesige Suppenschüssel. Sie geht damit ins Eßzimmer und schließt die Tür hinter sich. Der Moment ist gekommen.

Bona hat gesagt: »Du hast etwa fünf Minuten, um hinaufzugehen. Die Alte wartet drinnen, bis er seine Suppe gegessen hat.« Wahrscheinlich gibt Dupont ihr Anweisungen für den nächsten Tag; da sie ein bißchen taub ist, dauert das seine Zeit.

Geräuschlos gleitet Garinati ins Haus. »Wenn du die Tür zu weit aufmachst, quietschen die Türangeln.« Plötzlich überkommt ihn ein fast unbeherrschbarer Drang, es doch zu versuchen – die Tür ein bißchen weiter aufzumachen, nur ein bißchen; bloß um zu wissen, wie weit man gehen kann. Ein paar Zentimeter nur, einen einzigen, gerade genug, um einen Fehler zu begehen . . . Aber der Arm stockt, die Vernunft behält die Oberhand. Vielleicht nachher, wenn er hinausgeht.

Die Leute in diesem Haus sind recht unvorsichtig: jeder kann hier hereinkommen.

Garinati hat die Tür leise wieder geschlossen. Mit abgemessenen Schritten bewegt er sich über die Fliesen, auf denen seine Krepptsohlen ein fast unmerkliches Knirschen verursachen. Auf der Treppe und im ersten Stock liegen überall dicke Teppiche; das erleichtert die Sache. Die Vorhalle ist erleuchtet, ebenso der Flur oben. Also gar keine Schwierigkeit. Hinaufgehen, warten, bis Dupont zurückkommt, und ihn töten.

Auf dem Küchentisch steht ein Teller mit drei dünnen Schinkenscheiben. Eine leichte Mahlzeit also, gut so. Vorausgesetzt, daß er nicht die ganze Suppenterrine leer ißt. Wenn man traumlos schlafen will, darf man nicht so viel essen.

Unabänderlich vollzieht sich der Gang der Dinge. Jede Bewegung ist vorgeschrieben.

Die perfekte Maschinerie läßt keine Überraschung zu. Es handelt sich nur darum, genau dem Text zu folgen, Satz für Satz aufzusagen, und das Wort erfüllt sich, und Lazarus steigt aus dem Grabe, ganz eingewickelt in seine Binden . . .

Der Mann, der sich da unbeobachtet vorwärts bewegt, um seinen Auftrag auszuführen, kennt weder Furcht noch Zweifel.